

westlichen Gesellschaften sich auf eine postnationale Zukunft vorbereiten sollten. Angesichts meiner eigenen Familiengeschichte könnte man erwarten, dass ich ein begeisterter Verfechter dieser neuen Orthodoxie bin. An Grenzen zeigen wir drei verschiedene Pässe vor: ich einen britischen, Pauline einen niederländischen, obschon sie in Italien aufgewachsen ist, und Daniel, der in den Vereinigten Staaten geboren wurde, voller Stolz einen amerikanischen. Meine Neffen sind Ägypter, ihre Mutter ist Irin. Dieses Buch habe ich wie meine vorherigen in Frankreich geschrieben. Wenn es eine postnationale Familie gibt, dann meine.

Aber was wäre, wenn das auf jede Familie zuträfe? Angenommen, die internationale Migration wäre so verbreitet, dass die nationale Identität keine Bedeutung mehr hätte und die

Gesellschaften wirklich als postnational bezeichnet werden könnten: Spielte dies eine Rolle? Meiner Meinung nach würde es eine erhebliche Rolle spielen. Ein Lebensstil wie der meiner Familie ist auf potenziell parasitäre Weise von denjenigen abhängig, deren Identität fest verwurzelt ist und die dadurch lebensfähige Gesellschaften bilden, zwischen denen wir wählen können. In den Ländern, mit denen ich mich beruflich beschäftige – den multikulturellen Gesellschaften Afrikas –, hat eine schwache nationale Identität offensichtlich die entgegengesetzten Folgen. Die wenigen großen Führer, wie Julius Nyerere, der erste Präsident von Tansania, haben sich bemüht, eine gemeinsame Identität ihrer Völker zu schaffen. Aber sind nationale Identitäten nicht Gift? Führen sie nicht zum hunnenfeindlichen Aufbruch? Oder Schlimmerem. Bundeskanzlerin

Angela Merkel hat die Befürchtung geäußert, dass ein Wiedererstarken des Nationalismus nicht nur zum Aufruhr, sondern zum Krieg führen könnte. Deshalb muss ich, wenn ich den Wert der nationalen Identität hervorhebe, diese Ängste auf überzeugende Weise beschwichtigen.

Mehr noch als bei meinen anderen Büchern bin ich einer Vielzahl internationaler Gelehrter verpflichtet. Einige sind meine Kollegen und Partner in der Forschung, andere, die ich nicht persönlich kenne, sind mir durch ihre Publikationen nützlich gewesen. Die moderne Wissenschaft ist in ein breites Spektrum aus Spezialgebieten unterteilt. Selbst innerhalb der Migrationsökonomie sind die Forscher stark spezialisiert. Für dieses Buch habe ich mich mit Fragen aus drei Bereichen beschäftigt: Was bestimmt die Entscheidungen von Migranten?

Wie wirkt sich die Migration auf die Zurückgelassenen aus? Und welche Folgen hat sie für die einheimische Bevölkerung in den Aufnahmegesellschaften? Für jede dieser Fragen gibt es Spezialisten. Für mich wurde jedoch immer deutlicher, dass Migration in erster Linie kein ökonomisches Problem darstellt. Es ist ein soziales Phänomen, und dies öffnet, was das akademische Spezialistentum angeht, geradezu die Büchse der Pandora. Die unterschiedlichen Analysen werden von einer ethischen Frage überlagert: An welchem moralischen Maß sollen die verschiedenen Auswirkungen gemessen werden? Die Ökonomen besitzen einen kleinen, formelhaften ethischen Werkzeugkasten mit der Aufschrift »Utilitarismus«, der für ihre typischen Aufgaben alles Nötige bereithält und deshalb zum Standard geworden ist. Aber für

die Bearbeitung von Themen wie der Ethik der Migration ist er völlig ungeeignet.

In diesem Buch möchte ich eine stimmige Analyse der Ergebnisse eines breiten Spektrums spezialisierter sozialwissenschaftlicher und moralphilosophischer Forschungen geben. Auf ökonomischem Gebiet stütze ich mich vor allem auf George Akerlofs innovative Sichtweise der Identität und Frédéric Docquiers tiefeschürfende Untersuchungen des Migrationsprozesses sowie insbesondere auf Diskussionen mit Tony Venables sowohl über ökonomische Geografie als auch über das Modell, das den analytischen Rahmen dieses Buchs bildet. Auf dem Gebiet der Sozialpsychologie waren mir Gespräche mit Nick Rawlings sowie die Schriften von Steven Pinker, Jonathan Haidt, Daniel Kahneman und Paul Zak von Nutzen. In Bezug auf die